

# Der Mund, der schweigen muss [Fortsetzung]

Autor(en): **Vogel, Bodo M.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **30 (1940)**

Heft 36

PDF erstellt am: **25.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-648021>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Der Mund, der Schweigen muß

Roman einer Ärztin von Bodo M. Vogel

Fortsetzung 20

Krusius berichtete von der bevorstehenden Operation und Herbert Medow faßte das als Wink auf, sich zu verabschieden. Er hatte immer ein Gefühl der Unsicherheit gegenüber seinem Bruder. Sie trennten sich in gutem Einvernehmen, aber innerlich nicht weniger fremd als zuvor.

Herbert Medow ging durch die Straßen der Stadt. Er fühlte eine seltsame Ruhe in sich. Er hatte wieder Geld, selbstverdientes Geld; er war nicht mehr unten im Strudel des Daseins, er fühlte sich obenauf, und das war ein prickelndes, nervenaufpeitschendes Gefühl für ihn. Ja, das Leben war schön, und nur die Dummen gingen achtlos an ihm vorüber.

Da waren Cafés, Restaurants und elegante Tanzlokale, und in jedem war er willkommen, er hatte ja Geld. Bisher war Thea Hansen der Mittelpunkt seines neuen Lebens gewesen. Dieser Mittelpunkt schien ihm verloren, und seine Gedanken, Pläne und Träume kreiften im Leeren.

Er hatte Bernhard aufgesucht, aber dieser verstand ihn nicht. Vielleicht konnte er das nicht, vielleicht war er in dieser Hinsicht wie Thea. Sie waren beide gute Menschen, ja — aber sie waren aus einer anderen Welt, und es lag wie eine Eismauer zwischen ihm, Herbert, und ihnen. Er hatte sie zu spät kennengelernt. Entschieden viel zu spät.

Er kam in eine der Hauptstraßen. Eine Autotaxe überholte ihn, hielt vor dem Portal eines Vergnügungslokals und eine Dame im Abendmantel stieg aus.

Während sie den Chauffeur bezahlte und den Kopf wandte, konnte Herbert ihr Gesicht sehen — nein, er hatte sich also wirklich nicht geirrt!

Er hatte sie schon auf den ersten Blick erkannt, es war Lisa Melrum.

Einer plötzlichen Regung gehorchend, ging er auf sie zu, und Lisa grüßte ihn lächelnd.

„Bedeutet das nun eine angenehme Ueberraschung?“ fragte sie. „Oder fängst du wieder an wie das letztemal?“

„Was ist dir lieber?“ lautete seine Gegenfrage.

„Auf eine Wiederholung des letzten Auftritts verzichte ich gern“, meinte sie lächelnd. „Du hast mich schön blamiert, noch dazu vor der Frau ...“

„Dame“, verbesserte er.

„Meinetwegen: Dame“, fuhr sie fort. „Entschuldige, ich hätte natürlich Dame sagen müssen. Du gehst durchs Feuer für sie, ist es nicht so?“

Herbert nickte.

„Und willst sie heiraten?“

Lisa fühlte ihr Herz klopfen, während sie auf seine Antwort wartete.

„Meinst du?“ wick er aus.

„Sicher willst du es! Aber — sie will nicht. Ist das dein Schmerz, mein Junge?“

Er sah sie nicht an, und sie fühlte, daß sie recht hatte. Er gab es übrigens auch gleich selber zu.

„Hast recht“, sagte er. „Sie will mich nicht heiraten. Und warum? Sehr einfach, Lisa. Ich bin ihr nicht gut genug. Und überhaupt — ich bin nicht ihr Typ ...“

Sie kam dichter an ihn heran.

„Bin ich das? Herbert?“ fragte sie, ihn ansehend.

Er sagte weder ja noch nein, aber Lisa las seine Antwort aus seinen Augen.

„Sieh mal — — der Portier ...“, sagte sie.

„Ja — — und?“

„Merkst du nichts?“

„Er hält die Tür auf.“

Lisa lachte.

„Er hält die Tür schon die ganze Zeit auf, der arme Kerl“, meinte sie. „Sicher ist das für ihn sehr ermüdend, und wir wollen ihn nicht länger warten lassen. Komm, wir gehen hinein, und sprechen drinnen weiter — —“

Sie nahm seinen Arm, und er widersprach ihr nicht. Der Portier hielt die Tür noch immer auf, sie gingen an ihm vorbei, und lockende Tanzmusik klang ihnen entgegen.

## Vierzehntes Kapitel.

Kurz nach neun Uhr am nächsten Morgen lief der Hausmeister der chirurgischen Klinik auf die Straße, um die Tür eines ankommenden Wagens zu öffnen. Professor Krusius nahm seine Operationen wieder auf, und es war ein Tag von größter Wichtigkeit.

Der Hausmeister wußte, was dieses Ereignis bedeutete. Er wußte das genau so wie jeder Arzt, jede Ärztin und Schwester. Der Chef hatte den Schicksalschlag, der ihn getroffen hatte, überwunden, und er schritt nun zu neuen Erfolgen.

„Guten Morgen, Herr Professor, guten Morgen!“

Alles, was es an Achtung, Anteilnahme und Treue gab, sprach aus dem Tonfall der Begrüßung. Krusius nickte dem Hausmeister freundlich zu und lächelte sogar. Es war ein müdes, erzwungenes Lächeln.

Er hatte in der vergangenen Nacht zu schlafen versucht, er hatte wieder ein Schlafmittel nehmen müssen, aber erst in den frühen Morgenstunden hatte er etwas Ruhe gefunden, und schwere Träume hatten ihn gequält.

Er hatte Charlotte gesehen. Sie war aus dem Dunkel auf ihn zugekommen und hatte die Hände ausgestreckt. Kein Wort war von ihren Lippen gekommen, aber in ihrem Blick war ein grausamer Vorwurf gewesen. Und er, Bernhard Krusius, hatte sich ruhelos von einer Seite auf die andere gewälzt, und der Traum hatte schließlich dem grauen Morgen Platz gemacht. Doch noch jetzt, als Krusius in die Halle eintrat, war die Erinnerung wach.

Die Eltern des kleinen Patienten waren schon da; Krusius kannte sie nicht, aber er konnte sich denken, wer sie waren. Er las Vertrauen und Zuversicht in ihren Augen, wie er das schon oft im Blick der Angehörigen seiner Patienten gelesen hatte, und immer hatte es ihn in seiner Mission bestärkt. Und heute? — Heute suchte er rasch fortzukommen von den beiden Leuten, mit denen er nur ein paar Worte sprach. Sie hatten Vertrauen, und er — er zweifelte an sich selbst!

Er kleidete sich um. Heute also, so wühlte und bohrte es in seinem Gehirn, heute fand die erste Operation seit Char-

lottes Tod statt. Die letzte war kein Erfolg gewesen. War das nun eine Einzelerscheinung oder wiederholte es sich? Fehlte ihm die Ruhe, war irgend etwas mit ihm nicht in Ordnung? Nebenan im Martoferaum war ein junges Leben, das von ihm abhing. Und unten warteten die Eltern und empfanden es als selbstverständlich, daß er ihr Kind rettete; und sie freuten sich sogar, daß gerade er die Operation vornahm.

Ja, er mußte stark sein, er mußte die Stimme in seinem Innern zum Schweigen bringen und nichts mehr sein als der sichere, kaltblütige Chirurg und Menschenfreund.

Er ging in den Operationsaal, in den Raum, der ganz in Weiß gehalten war und das Schlachtfeld darstellte, auf dem er dem Tode schon unzählige Opfer abgerungen hatte. Auf dem er so viele Siege errang, aber auch die größte Niederlage seines Lebens erlitt. Erst wenige Wochen war es her, seit Charlotte dort auf dem Tisch gelegen hatte, es schien eine Ewigkeit her zu sein.

Bewegung ging durch den Saal, während Krusius hereinkam, und jeder nahm seinen Platz ein. Er sah sich kurz nach allen Seiten um, und es war ihm, als ob ihm jedes Augenpaar etwas anderes sagen würde.

Woran dachten sie? War er ihrer Ansicht nach noch der berühmte Chirurg? Oder nur ein Mann, der verzweifelt um seine Selbstbeherrschung kämpfte? Krusius ließ den schon halb erhobenen Arm sinken.

„Wir warten noch“, sagte er leise.

Er sprach die Worte mehr zu sich selbst als zu den anderen, und tatsächlich hatte sie von allen nur Thea verstanden. Die übrigen bemerkten nur, daß etwas nicht stimmte, und ein kaum merkliches Murmeln machte die Runde. Thea zögerte nicht.

Sie machte einige Schritte und sah ihm fest in die Augen.

„Wir beginnen, nicht wahr, Herr Professor?“ sagte sie ruhig.

„Ich ...“

„Wir beginnen“, fuhr Thea in der gleichen Weise fort. „Wir denken jetzt an nichts anderes als an die Operation, von der ein Menschenleben abhängt, und beginnen!“

Sie hatte ihre Stimme nicht mehr erhoben als zu einem Flüster. Die Unruhe unter den anderen wuchs. Der Oberarzt hatte vernommen, daß Thea etwas gesprochen hatte und war empört. Wie kam die Kollegin dazu, in die Operation hineinzureden? Sie hatte doch sonst Nerven von Eisen, was war eigentlich los?

Krusius hatte den Arm schon wieder erhoben und nahm die Instrumente, die Thea ihm reichte. Er sah nicht mehr auf, und die Operation begann.

Es war eine sehr schwierige Operation, besonders gegen Ende, und die kleinste Unsicherheit der Hand hätte den Tod bedeuten können, aber Krusius war längst wieder der alte, kaltblütige Chirurg, und sogar sein Blick, der anfangs noch nervös gewesen war, hatte wieder seinen ruhigen, ernsten Ausdruck angenommen.

Dann endlich sah er auf, atmete tief und blickte sich um.

„Bringen Sie den Jungen fort“, sagte er. „Er wird leben!“

Er verließ langsam den Operationsaal und schloß leise die Tür hinter sich.

Sie brachten das Kind fort und Thea hatte wieder die Freude, die Eltern zu benachrichtigen. Dann ging sie in Krusius' Zimmer, um sich seine weiteren Instruktionen geben zu lassen.

Er saß an seinem Tisch und machte Notizen. Nachdem ihr kurzes, dienstliches Gespräch beendet war, wollte sie gehen.

„Einen Moment noch, Kollegin Hansen“, sagte er.

„Ja, Herr Professor ...?“

„Zufrieden?“

Sie blickte ihn ruhig an.

„Ich freue mich, daß der Junge leben wird“, erwiderte sie, ohne direkt auf seine Frage zu antworten. „Und ich wußte, daß es gar nicht anders sein konnte.“

Krusius schüttelte den Kopf.

„Ich war sehr nervös“, sagte er. „Und wenn Sie nicht gewesen wären, Kollegin ...“ Sie lächelte leicht.

„Herr Professor, Sie erlauben zu scherzen“, meinte sie.

„Nein, ganz und gar nicht. Sie haben mir meine Selbstbeherrschung wiedergegeben. Es ist etwas Wunderbares mit Ihnen, Thea — —“ er nannte sie wieder mit dem Vornamen, und eine blitzschnelle Röte schoß ihr in das Gesicht.

„Finden Sie es nicht sonderbar“, fuhr er fort, „daß wir beide Ihnen nun viel, sehr viel zu verdanken haben? Ich meine, mein Bruder Herbert ebenso wie ich.“

Die Röte in ihrem Gesicht vertiefte sich.

„Er liebt Sie“, erklärte er.

„Nein!“

„So hat er mir doch gesagt.“

„Eine Laune“, erwiderte sie. „Ich hoffe und glaube, daß es nur eine Laune ist — — ich — ich liebe ihn nicht. Ich habe seiner Adoptivmutter und Ihnen, Herr Professor, versprochen, mich um ihn zu kümmern — — aber ...“

„Sie würden ihn also nicht heiraten können, auch wenn die materielle Seite ...“

„Nein, niemals!“

„Ist das Ihr letztes Wort, Kollegin?“

„Mein letztes, Herr Professor.“

„Und — — — seine Strafe? Beeinflußt Sie dieser Umstand in Ihrer Stellungnahme?“ fragte er.

Sie zögerte nicht mit der Antwort.

„Wenn ich einen Mann liebte“, sagte sie ganz ruhig, „würde mich ein solcher Umstand nicht beeinflussen. Wenn ich ihn liebte“, wiederholte sie. „Aber — — ich liebe ihn nicht.“

„Ich glaube es.“

Krusius war aufgestanden und war nur wenige Schritte von ihr entfernt. Er sah, wie schön sie war, und er konnte die Liebe seines Bruders verstehen, auch wenn sie nur eine Laune sein sollte.

„Lebrigens“, sagte Thea, „möchte ich noch eines richtigstellen: selbst, wenn ich für Herbert etwas getan habe, was noch abzuwarten wäre, möchte ich nicht behaupten, daß dies auch in Hinsicht auf Sie der Fall gewesen wäre, Herr Professor.“

„Doch — — vorhin bei der Operation.“

„Ich bin überzeugt“, schloß sie, „daß die Operation auch ohne meine Anwesenheit erfolgreich verlaufen wäre.“

Sie kam auf die dienstlichen Angelegenheiten zurück und zog sich dann bald zurück. Sie hatte das Gefühl eines großen Sieges. Krusius hatte sich wiedergefunden.

Ein paar Tage später verließ sie nachmittags ihre Wohnung, um mit der Straßenbahn in die Stadt zu fahren. Zu Theas Ueberraschung saß Herbert Medow auf einer Bank an der Haltestelle und schien zu warten.

Thea sah instinktiv nach der Uhr, es war gerade drei. Was machte Herbert Medow um diese Zeit hier? Er mußte in seinem Büro sein, er war doch jeden Tag bis fünf Uhr beschäftigt. Theas erste Regung war, an ihm vorüber zu gehen, ohne ihn zu beachten, dann aber änderte sie ihr Vorhaben. Sie ging direkt auf ihn zu.

„Wo kommen Sie denn her?“ sagte sie, „oder haben Sie etwa Ihre Stellung verloren?“

Er sah sie mit sonderbarem Gesichtsausdruck an und erwiderte dann ganz ernst: „Ja. Stimmt!“

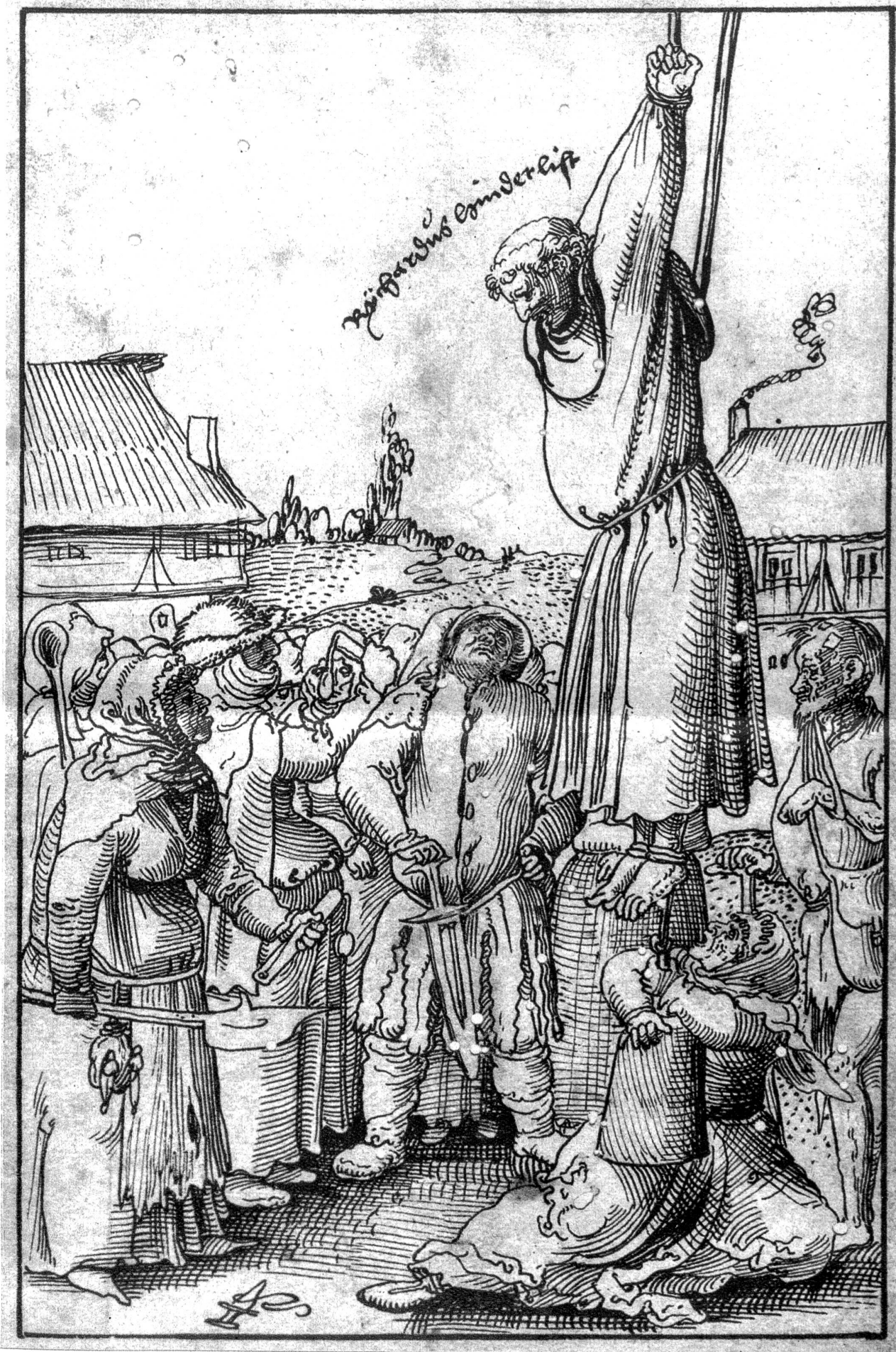
Sie sah ihn geradezu entgeistert an.

„Was sagen Sie, Herbert?“

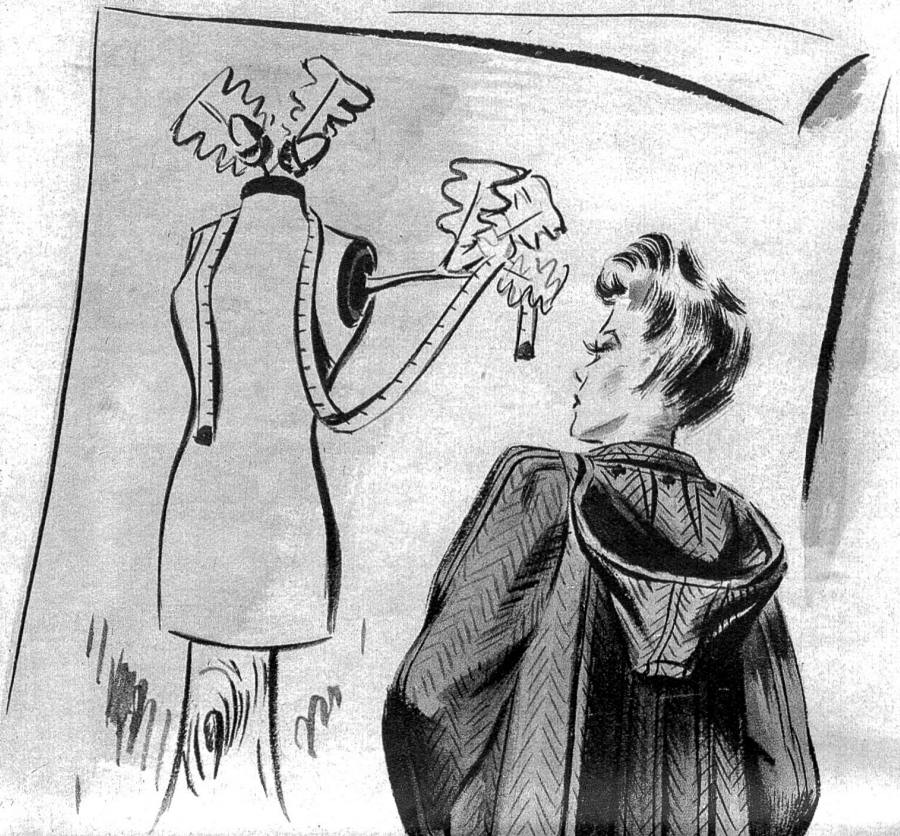
„Daß es stimmt, was Sie vermutet haben, daß ich nicht mehr in meiner Stellung bin. Ich sitze jetzt hier und mache mir Gedanken, wie ich zu Geld kommen kann. Ich brauche eine größere Summe. Ich kann mir den Betrag schon verschaffen, wenn ich will. Ich brauche für meine Firma nur eine ausstehende Rechnung zu kassieren und das Geld behalten, dann bin ich ein gemachter Mann. Lisa braucht Geld. Und mir soll es nicht darauf ankommen, woher ich es nehme ...“

Fortsetzung folgt.





Die Folterung des Ablasskrämers Rychardus Hinderlist, Federzeichnung von *Niklaus Manuel* auf dem Originalmanuskript seines Fastnachts-  
spiels „Der Ablasskrämer“. — Die schamlose Bettelei der Mönche bei gleichzeitigem Zerfall ihrer Sitten und ihrem wenig vorbildlichen  
liederlichen Lebenswandel, — wobei die Antonianer in vorderster Reihe standen, — erregten damals viel Aergernis. Dies machte sich auf  
mannigfache Weise Luft.



Die Uebergangsmäntel zeigen dieses Jahr einen weiten, glockigen Schnitt und parallel laufende Längsbahnen. Vielfach sind sie mit einer abnehmbaren Kapuze versehen.

Modelle der Firma G. Herzog, Bärenplatz, Bern.

nido/40